Katholische Blätter für
weltanschauliche Information

ORIENTIERUNG

Nr. 1 28. Jahrgang | Erscheint zweimal monatlich | Zürich, den 15. Januar 1964

Wir kommentieren

ein mutiges, anregendes und in manchem aufregendes Buch: Der Autor des Buches «Christentum am Morgen des Atomzeitalters» *(Klemens Brockmöller)* meldet sich wieder – Sind die Formulierungen unserer Religion der Industriekultur angepaßt? – Warum ist der moderne Mensch dem Gottesdienst, der Kirche, ja dem Glauben entfremdet? – Zwei geschichtliche Beispiele – Wegweisung Johannes' XXIII. – Aufgabe: das Samenkorn ist in das jeweilige Neuland einzusenken.

einige untheologische Gedanken: Gibt es ein besonderes Apostolat der Laien? – Zeugnis des ganzen Lebens – Der Laie kennt die Situation der Welt – Apostolat der menschlichen Beziehungen – Gespräch und Begegnung – Absichtslose Liebe – Wir sind die «Öffentlichkeit der Kirche».

Wandlung der Theologie

Dogma im Umbruch?: Spannung zwischen «Progressiven» und «Konservativen» – Beide Strömungen müssen sich finden – Keine Angst: das Dogma bleibt – Aber: mit Begriffen fassen wir die Wirklichkeit nie ganz – Beispiele: «ökumenische Bewegung» und «zwei Quellen der Offenbarung» – Die tieferen Hintergründe – Durch reine Begriffsanalyse kommen wir nicht zur Wahrheit – Eine «realistische» Theologie – Keine Formel kann davon dispensieren, die Wirklichkeit selber zu schauen – Alle dogmatischen Aussagen sind «adressiert» – Zentrum des dogmatischen Umbruchs: «Christus solus» – Es wird nach dem Konzil gewiß nicht bequemer, katholisch zu sein, aber schöner.

Zeitproblem

Kampf gegen den Hunger: Der Hunger nimmt noch zu – Wer ist schuld? – Paul VI. erwähnt die Bevölkerungsvermehrung und hofft auf Wirtschaftsplanung – Der Präsident von Tanganjika vor der FAO – Hoffnung: die «eine Welt» – Wirklichkeit: ein Chaos – Die Kluft zwischen reich und arm wird größer – Entwicklungshilfe steigert die Produktion, aber nicht die Kaufkraft – Die Koreakrise half besser – Investition oder Wohltätigkeit – Wie kann sich der Kleine schützen? – Es muß zu einer Weltplanung kommen – Sonst droht die Isolierung.

Dokument

Zur Not der spanischen katholischen Kirche: Hilferuf baskischer Priester ans Konzil – In Spanien sind sie zum Schweigen verurteilt – Mobilisierung der öffentlichen Weltmeinung – Wir wollen nicht hetzen, sondern helfen – Sieben Ursachen der Entfremdung von Kirche und Volk in Spanien – Die bedauerliche Lage und das Konkordat – Zwei Voten auf dem Konzil – Die spanische Zensur greift ein – Damit bestätigt sie die Richtigkeit der Vorwürfe.

Umfrage

Der Bürger und seine Stadt: Die Stadt Duisburg als Paradigma – Der Stadtbewohner strebt nach persönlicher Beziehung – Die nachbarschaftliche Verbundenheit größer als erwartet – Verwurzelung im Berufsmilieu – Das Verhältnis des Bürgers zu seiner Stadt ist gehaltvoll und positiv.

KOMMENTARE

Industriekultur und Religion

Dieser Tage ist ein mutiges und notwendiges, anregendes und in manchem aufregendes Buch* erschienen, das in Neuland vorstößt und Fragen aufwirft und zu beantworten versucht, die nun einmal durch den Zustand der Religion und religiösen Praxis, aber auch durch das Konzil in Fluß gekommen und nicht aufzuhalten sind. Verfasser ist der Jesuitenpater Klemens Brockmöller, der Autor des jahrelang leidenschaftlich diskutierten Buches «Christentum am Morgen des Atomzeitalters», das gerade vor 10 Jahren herauskam. Sein neues Buch führt eine der Grundthesen des früheren Buches weiter, daß es nämlich gelte, Christentum und Kirche aus der Verhaftung in die Formen und Denkgewohnheiten des Agrarzeitalters in das Industriezeitalter hinüberzuführen. Er geht also weniger von den geistigen Strömungen der Zeit aus, knüpft vielmehr an den Wandel auf technischem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet an. Brockmöller behauptet, die frühere Kultur sei geprägt gewesen durch die agrarische Produktionstechnik, die nun wesentlich durch eine «Industriekultur» abgelöst werde. Auch die Religion, nicht in ihren grundlegenden Dogmen, wohl aber in den Formulierungen und besonderen Aspekten der Lehre, in den Formen der Frömmigkeit und des Kultes, in den konkreten sittlichen Forderungen, habe etwas Zeitbedingtes an sich, und es sei an der Zeit, das alles an die Begriffe, Denkweisen, Lebensnotwendigkeiten einer wesentlich von der Technik und ihrer Anwendung in der Industrie geprägten Kultur heranzuführen und gegebenenfalls umzuformen.

So widmet er die längsten Kapitel dem «Wandel des Glaubenslebens im Wandel zur Industriekultur» und dem «Wandel des sittlichen Lebens im Wandel zur Industriekultur» und bringt dabei die beiden zentralen, modernen Probleme zur Sprache: «Strukturwandel der zwischenmenschlichen Beziehungen» und die Auswirkungen auf die «Familiengemeinschaft» und die «Wirtschaftsgemeinschaft». Fragen, wie Autorität, Liebesleben, Berufstätigkeit der Frau, Eigentum und Arbeit, wandelndes Berufsethos, neue Grundformen des politischen Lebens werden mutig angepackt.

Ist ein solches Unterfangen, eine solche Fragestellung grundsätzlich überhaupt zulässig? Führt sie nicht zu einer gefährlichen Relativierung aller Glaubensinhalte und aller sittlichen Forderungen? Kommt insbesondere die enge Verknüpfung von Religion und Sittlichkeit mit den Wirtschaftsformen nicht einer marxistischen Sicht der Dinge bedenklich nahe? Werden so nicht schließlich alle Wahrheiten, Werte und Sorgen tat-

* Klemens Brockmöller SJ, Industriekultur und Religion, Verlag Josef Knecht 1963, 288 Seiten

sächlich zu bloßen ideologischen Überbauten der Produktionsformen?

P. Brockmöller sucht diesen Einwänden dadurch auszuweichen, daß er sagt, er schreibe nicht als dogmatischer Theologe, sondern von der Seelsorge her, als Pastoraltheologe (67–69). Die (dogmatische) Theologie behandle «als Formalobjekt die Lehre über Gott und die Beziehungen der Schöpfung zu ihm». Der Seelsorger müsse sich zwar ebenfalls über diese theologischen Wahrheits- und Wertgehalte Klarheit verschaffen, könne damit aber nicht «nach Hause», sondern müsse «zu den Menschen» gehen, um sie für das rechte Verhalten zu diesen Wahrheits- und Wertgehalten zu gewinnen und es mit ihnen praktisch einzuüben. Er müsse sich darüber Rechenschaft ablegen, warum gerade so viele von der modernen Kultur erfaßte Menschen dem Gottesdienst, der Kirche, ja dem Glauben entfremdet worden sind und noch ständig entfremdet werden, und wenn es auch wahr sei, daß das Abrücken in vielen Fällen in schlechtem Willen, in Schwachheit und in mangelnder Religiosität begründet sei, so könne man doch die Augen davor nicht verschließen, daß auch andere Gründe, wesentliche und sehr ehrenhafte, mitspielen. «Wahrscheinlich liegt es (auch) daran, daß sie sich im kirchlichen Raum nicht mehr religiös angesprochen fühlen», «auch an der Art, wie das religiöse Leben im kirchlichen Raum geübt wird.»

Um seine Thesen von der Zeitbedingtheit mancher Formulierungen, Forderungen und praktischen Maßnahmen in der kirchlichen Lehre, Kirchendisziplin und kirchlichen Kultausübung zu stützen und den Weg für weitere Umwandlungen, Modernisierungen und Anpassungen an modernes, von der Industriewelt geprägtes Empfinden und Denken freizubekommen, verweist Brockmöller, nicht zu Unrecht, auf die mühselige Geschichte des Zinsverbotes sowie auf die Entwicklung der Moralauffassungen im Alten Testament, die noch näher an die Substanz gehen.

Bekanntlich war das Zinsnehmen im Mittelalter streng verboten, und die Kirche brauchte Jahrhunderte, bis die neuen Auffassungen aufgrund neuer Gegebenheiten sich durchsetzten. Besonders lehrreich ist das Beispiel aus dem Alten Testament: Der Vergleich zwischen der Religionsübung in der Nomadenkultur (Abraham) und dem Übergang zur Seßhaftigkeit (Moses, das Gelobte Land). In den Gotteserscheinungen erfährt Abraham Gott in der Gestalt des Wandernden. Der Stammvater baut an allen Orten, wohin sein Beruf als Hirte ihn führt, dem Herrn einen Altar und opfert auf diesen Altären von den Tieren seiner Herde. Es kommt die Verpflanzung nach Ägypten und der 400 Jahre lange Kontakt mit dieser Hochkultur. Das Volk wächst und erstarkt, und sucht eigenes Land. «Die vierzigjährige Wanderschaft in der Wüste, die mit dem Einzug in das gelobte Land abschließt, hat viele religiöse Sinndeutungen. Kulturgeschichtlich ist die bittere Lebenserfahrung interessant, daß bei wachsendem Volk, das zu zahlreich geworden ist, die Versorgung mit den herkömmlichen Produktivgütern – in diesem Fall der Viehzucht – nicht mehr ausreicht und die Erschließung neuen Produktivgutes die Voraussetzung für die Veränderung der Lebensordnungen wird. Das neue Produktivgut – die Bebauung von Grund und Boden – zwingt zur Aufgabe der Wanderschaft. Das Volk muß seßhaft werden. Hier geschieht nun das beispielhafte Neue in der Gesetzgebung auf dem Berge Sinai, die die Lebensordnungen für den Einzug in das gelobte Land festlegt. Bei dieser Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse zeigen sich alle Elemente des tiefgreifenden Wandels der menschlichen Lebensform.

Wenn durch die Erziehung des Moses am Hofe des Pharao und durch die ständige Auseinandersetzung mit der Lebensweise in der ägyptischen Agrarkultur auch die natürliche Voraussetzung für die Aufgabe des Führers zu dem neuen Dasein des Volkes gegeben war, so braucht doch dieser Moses zunächst ein ganz neues Gotteserlebnis.

Im brennenden Dornbusch offenbart sich ihm Gott nicht mehr als der Vorüberziehende, sondern als der Seiende oder – noch genauer gesagt – als der Da-Seiende, der örtlich an den Stand der Bundeslade gebunden oder später im Tempel zu Jerusalem seinem Volke gegenwärtig ist.

Für den Übergang in die seßhafte Daseinsweise im gelobten Land wird die Verbundenheit mit dem da-seienden Gott eine wesentliche Hilfe. Das prägende Lebensgefühl der Seßhaftigkeit wird Heimat, das religiös im Gedanken an das ewige Leben als Ruhe, als Heimat bei Gott alles überragende Bedeutung bekommt.»

Eine zweite Eigentümlichkeit zeige sich darin, daß in dem Rahmen des Dekalogs die einzelnen Gebote einen Inhalt bekommen, der sehr bedeutsame Unterschiede gegenüber der früher und heute geltenden Moral aufweise.

«Was im Zweiten bis Fünften Buch Moses an Einzelgesetzgebung niedergelegt ist, wurde von dem Übergang zur Seßhaftigkeit im gelobten Lande bestimmt. Es ist nicht nur gegenüber der Lebensordnung in der Nomadenzeit in vielen Punkten anders, sondern hat auch in der nachfolgenden geschichtlichen Entwicklung vielfache Modifizierung erfahren.»

Die Feststellung dieses Wandels innerhalb des Alten Testamentes ist für sein Problem von besonderer Bedeutung, weil nach christlichen Vorstellungen das Alte und das Neue Testament Quelle der übernatürlichen Offenbarungen ist. Dieser Vorgang zeige, daß zwar die Zehn Gebote insofern als Grundlage einer Lebensordnung immer dieselben bleiben, weil das Ordnungsverhältnis des Menschen zu Gott und das zwischenmenschliche Ordnungsverhältnis eine rechte Ordnung fordern. Wie aber diese rechte Ordnung im einzelnen aussehe, unterliege offenbar durchaus der Möglichkeit des Wandels.

«So war für die Nomadenzeit das Eigentum an dem neuen Produktivgut Grund und Boden, wie schon erwähnt, völlig uninteressant. In der neuen Lebensform der Agrarkultur aber bekam das Eigentum an Grund und Boden entscheidende Bedeutung ...»

Noch in einer dritten Hinsicht sei das Beispiel der mosaischen Gesetzgebung auf dem Berge Sinai lehrreich. Es gebe kein Nebeneinander von Religion und Kultur. Die kulturellen Lebensformen bekommen ihre verpflichtende Kraft aus einer inneren Verbindung mit religiösen Vorstellungen. «Das Ritualgesetz steht nicht neben dem staatsbürgerlichen Gesetz, sondern beide sind Bestandteile eines Ganzen, das die Lebensordnung trägt.»

Diese Grundsätze werden dann angewandt auf die Ehe- und Familienordnung, auf die allgemein herrschende, aber im auserwählten Volk religiös gemilderte Sklaverei, auf die Schonung der stillenden Mütter durch ein rituelles Tabu, auf die Speiseordnung usw.

Vor allem aber sucht P. Brockmöller zwei päpstliche Äußerungen aus neuerer Zeit seinem Anliegen dienstbar zu machen. Papst Johannes XXIII. sagte in seiner Eröffnungsrede zum Zweiten Vatikanischen Konzil: «Von der neubelebten, unbefangen und ruhig hingenommenen Gesamtlehre der Kirche in ihrer Reinheit und Bestimmtheit ausgehend, muß ein Schritt nach vorwärts getan werden in der Wahrheitsergründung und in der Gewissensbildung, ein Schritt, der sich getreu an die authentische Lehre hält, der aber auch diese entsprechend den Forschungsmethoden und sprachlichen Ausdruckweisen des modernen Denkens durcharbeitet und darlegt. Etwas anderes ist die Substanz der alten Lehre der Hinterlage des Glaubens und etwas anderes die Gestaltung ihrer Einkleidung: alles nämlich ist nach der Gestalt und dem Maß eines Lehramtes zu bemessen, das in erster Linie auf die Seelsorge ausgerichtet ist.»

Was die sittlichen Forderungen des Naturrechtes anbelangt, sagte ein in seinem Wesen so konservativer Papst wie Pius XII.: «Das Studium der Geschichte und Rechtsentwicklung seit fernen Zeiten lehrt, daß eine Umwandlung der wirtschaftlichen und sozialen (manchmal auch politischen) Verhältnisse neue Formen jener naturrechtlichen Postulate verlangt, denen die bis dahin herrschenden Systeme nicht mehr gerecht werden.» (Ansprache vom 14. Oktober 1955 an die Historiker über «Koexistenz und Zusammenleben der Völker in der Wahrheit und der Liebe».)

Was ist nun zum ganzen Vorgehen zu sagen?

Wir meinen, P. Brockmöller habe in seinen wesentlichen Grundpositionen recht. Sein Unternehmen ist notwendig. Nachdem auch anderswo viele Ansätze und Vorstöße in derselben Richtung unternommen worden waren, war es an der Zeit, das Ganze systematisch aufzuarbeiten und bis in die prak-

tischen Konsequenzen durchzudenken. Daß nicht im ersten Anlauf alles gelingt, daß P. Brockmöller in seinem (berechtigten) Eifer und seiner Entdeckerfreude manchmal rasch vorangeht und radikale Forderungen aufstellt, daß er vielleicht den Wert der Kontinuität und Tradition nicht eben sehr hoch einschätzt, daß auch in der theoretischen Grundlegung manches noch besser zu differenzieren und wohl auch philosophisch und theologisch noch sorgfältiger zu begründen und gegen Mißdeutung und Mißbrauch abzuschirmen ist, scheint uns aber nicht so wichtig wie dies: daß die These mutig und durchdacht vorgetragen wird, und daß sie nicht im Abstrakten stecken bleibt, sondern tapfer auf konkrete Beispiele und Anwendungsgebiete vorstößt. Über die einzelnen Vorschläge wird noch eingehend zu diskutieren sein. Wir können nicht alles akzeptieren, was da zum Beispiel über die Familie und die Berufstätigkeit und wahre Aufgabe der Frau vorgetragen wird. Das soll auch in späteren Beiträgen noch nachgeholt werden. Man wird auch neben den technischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandlungen die Wandlungen auf dem geistigen Gebiet in besonderem Sinn stärker berücksichtigen müssen (wie übrigens Brockmöller selber erkennt, S. 9–10).

Aber der Vorstoß ist nicht nur als ein gewichtiger Beitrag zu einem brennenden Thema zu begrüßen, sondern er wird auch helfen, die Entwicklung voranzutreiben, zersplitterten Versuchen und Bemühungen eine feste Richtung zu geben und die positiven Kräfte auf ein gemeinsames Ziel hin zu sammeln. Zweifellos liegt das Anliegen des Konzils, das Papst Johannes XXIII. so vertrauensvoll begonnen und Paul VI. so vorsichtig fortgesetzt hat, in der gleichen Richtung. Unsere Zeitschrift «Orientierung» hat seit Jahren eine Reihe von Beiträgen gebracht, die demselben gemeinsamen Anliegen dienen.

Eine große Aufgabe ist zu lösen: den Kontakt mit der Tradition nicht zu verlieren, die alten, unzerstörbaren Wahrheiten und Werte zu bewahren – und zugleich mutig und dem Willen Gottes gemäß der Geschichte ihr Recht zu lassen, in die Gegenwart und die Zukunft einzutreten und zugleich jene Wahrheiten und Werte nicht als ein totes, geschlossenes Schatzkästlein herumzutragen, sondern als lebendiges, lebengestaltendes Samenkorn in das jeweilige Neuland einzusenken, damit es je neu seine Kraft bewähre. *J. David*

Untheologische Gedanken zum Apostolat des Christen in der Welt

Die folgenden Gedanken eines Laien zum Apostolat stammen von einer im öffentlichen Leben stehenden berufstätigen Frau. Sie scheinen uns sehr beherzigenswert und allgemein gültig zu sein. *Die Redaktion*

Jeder Laie, der sich um eine lebendige Religiosität bemüht, macht sich hie und da Gedanken über seine Stellung und Verantwortung als Christ in dieser Welt. Daß er eine Sendung hat, ist klar, aber welche? Man hört zwar viel von «Laienapostolat» und versteht damit meist die Mithilfe in der Pfarrei, Hausbesuche, Vereinsarbeit undsoweiter. Da der Laie aber tagsüber beruflich arbeitet, kommt für diese Mithilfe und Teilnahme an der Seelsorge des Priesters nur seine Freizeit, das heißt der Abend in Frage. Es besteht dann die Gefahr, daß er sein Leben aufteilt in eine profane Berufsarbeit und ein Apostolat in der Freizeit. Damit ist die Frage, die den Laien beunruhigt, ob es neben der sicher wichtigen Mitarbeit in der Pfarrei nicht noch ein besonderes Apostolat des Laien gibt, eine ihm eigene Sendung, nicht gelöst.

Der Laie hat heute mehr und bessere Möglichkeiten der religiösen Schulung als früher, und er benützt sie auch. Man spricht oft von der Mündigkeit des Laien. Die Aufwertung des «Gottesvolkes» (wir hören diesen Ausdruck gern) durch das Konzil hat das Bewußtsein der Eigenständigkeit des Laien noch verstärkt. Jeder lebendige Christ weiß, daß er durch die Taufe und die Firmung eine Sendung hat, nämlich durch sein Leben Zeugnis zu geben von und für Christus. Die Frage ist nur, wie er das tun soll. Sendung ist doch etwas Ganzes, Umfassendes, sie muß also sein ganzes Leben, seine Berufsarbeit und seine persönliche Lebensgestaltung umfassen. Die Welt wird heute von Laien gestaltet, und er muß gerade als Christ diese Aufgabe ernst nehmen. Der kirchlich gesehene «Laie» ist in der Welt draußen ja der Fachmann. Er kennt die Situation dieser Welt, denn er lebt und arbeitet in Büros, Fabriken, Geschäften, Ateliers, er wirkt in der Politik, in den großen sozialen Werken neutraler Institutionen, er wohnt mit Andersdenkenden und Andersgläubigen zusammen in Siedlungen und Hochhäusern. Es muß daher doch auch ein spezifisches, vom Christen in der Welt her konzipiertes Apostolat geben aus eigener, christlicher Verantwortung heraus, eben: eine Sendung im Sinne eines christlichen Zeugnisses in dieser Welt. Der Laie ist ja nicht nur eine Brücke von der Kirche, vom Priester zur Welt hin, sozusagen sein verlängerter Arm, er hat doch eine Eigenständigkeit als Glied des Gottesvolkes. Er hat die Aufgabe, alles, das private und öffentliche Leben, seine menschlichen Beziehungen, seine berufliche Tätigkeit mit dem Geiste Christi zu durchdringen, aus dem Geiste Christi zu gestalten. Dies ist immer mehr ein Aufbruch, eine Bewegung von der Welt zu Christus hin, ein Wachsen des Gottesreiches; es wird vom Priester nur oft zu wenig verstanden und zu wenig ernst genommen, weil es sich nicht in eine kirchliche Institution einordnen läßt. Es ist ein Wirken des Geistes Gottes, der weht, wo er will, und es gibt viele Laien, die bewußt in dieser Sendung stehen und ihrer christlichen Verantwortung in der Welt und von der Welt her gerecht zu werden suchen. Es sei daher erlaubt, aus praktischer Erfahrung heraus ein paar ganz untheologische Gedanken zum Apostolat des Christen in der Welt zu formulieren.

Wenn man sich bewußt wird, daß man als religiöser Mensch eine Sendung hat, dann denkt man zuerst, man müsse irgendetwas Besonderes tun: Etwa Leute für einen kirchlichen Verein anwerben, Geld sammeln, Menschen bekehren. Man wird aber bald merken, daß die Menschen immer dann mißtrauisch werden, wenn man etwas von ihnen will oder irgendwie über sie verfügt. Der Wille, Einfluß auf die Menschen zu haben, ist etwas sehr Gefährliches. Immer dann, wenn Apostolat mit irgendeiner Art von Machtstreben verbunden ist, bleibt es letztlich unfruchtbar. Wir sind ja, so sagt das Evangelium, nicht gesandt zu herrschen, sondern zu dienen. Was nützt die Eroberung einer «einflußreichen Position», wenn der Mensch, den wir dort hinstellen und exponieren, rein menschlich versagt. Sein Versagen wird auf die Kirche zurückfallen. Der moderne Mensch anerkennt ganz allgemein weniger eine Autorität kraft des Amtes, als vielmehr eine solche kraft des menschlichen Verhaltens. Das Apostolat liegt also ebenso sehr im Sein wie im Tun.

Das, was wir den Menschen von Gott her zu geben haben, muß mit dem zusammenfallen, was der Mensch benötigt, und das verlangt ein Eingehen auf den Mitmenschen. Das Grundproblem des modernen Menschen heißt weniger Glauben oder Nicht-Glauben, als vielmehr: Wie muß ich als Christ leben? Das kann man nur beantworten, wenn man mit den Menschen zusammenlebt im Sinne echter Gemeinschaft. Die erste Forderung zur Verwirklichung einer Sendung, einer Aufgabe am Mitmenschen, sind echte menschliche Beziehungen. Darauf reagieren die Menschen positiv, von da her kann man helfen. Wenn wir «Allen alles werden wollen» (wir würden vielleicht bescheiden formulieren: «Einigen etwas sein»), dann müssen wir zuerst einmal das Hauptgebot des Christentums verwirklichen, die Liebe zum Mitmenschen. Das macht das, was wir sagen und tun, glaubhaft. Der moderne Mensch hat ein sehr sicheres Gespür für das, was echt ist. Mit frommen Worten, mit Bibelsprüchen, mit billigem Trost darf man ihn

nicht abspeisen. Auch mit Religion allein kommt man nicht an ihn heran, er muß dieser Religion in uns und unserer Lebensgestaltung begegnen. Er sucht ja nicht religiöses Wissen, Theologie. Er will praktisch gelebtes Christentum sehen. Er sucht und anerkennt den religiösen Menschen, den Christen, und er erwartet von ihm Gemeinschaft, Geborgenheit, Verständnis, Aufmerksamkeit und Liebe. – Der Grund des Erfolges vieler Sekten liegt nicht in ihrer Lehre, die oft genug primitiv ist, sondern in der Gemeinschaft und Geborgenheit, die sie ihren Mitgliedern bieten. Der Mensch fühlt sich bei ihnen aufgenommen, bejaht, man kümmert sich um ihn, er erlebt christliche Gemeinschaft. Apostolat des Laien heißt nicht so sehr reden und predigen, sondern Religion in einer menschlich glaubhaften Art leben, Gespräch und Begegnung mit dem Mitmenschen.

Es gibt heute von den Menschen in der Welt her eine Art Aufbruch zur Religion hin, und zwar von solchen, die aus irgendeinem Grund keine Beziehung mehr zu einer Konfession oder Kirche haben. Sie suchen eine Verbindung zu Gott, vorerst einmal ohne Kirche. Sie interessieren sich für religiöse Fragen, für das Christentum, die Bibel, das Gebet, und zwar oft mit einem Ernst, der uns gläubige Menschen beschämt. Man kann im Gespräch mit ihnen manche Vorurteile abbauen, Wege ebnen, aber um sie der Kirche näher zu bringen, fehlen (vorläufig noch) offene Türen und vor allem kleinere Kreise gläubiger Katholiken, die solche Suchende einmal rein menschlich aufnehmen, ohne sie bekehren zu wollen (zum Beispiel ein Kreis von Familien oder Berufstätigen). Der Weg vom Glauben zur Kirche ist oft ein langer, und er ist bei vielen Menschen durch allerlei Erlebnisse verstellt. Wir sind in dem, was wir Apostolat nennen, immer in Versuchung, dem Menschen zu nahe zu treten, weil wir dem Wirken der Gnade zuwenig Zeit und zuwenig Raum geben. Wir meinen, wir müßten «etwas erreichen», oder die Menschen für etwas gewinnen, das uns persönlich wichtig scheint, statt ihnen in absichtsloser Liebe zu begegnen.

Eine besondere Aufgabe in der Welt hat der Laie an denen, die zum Beispiel in ungültiger Ehe leben, und daher nicht mehr zu den Sakramenten gehen können. Viele glauben sich fälschlich aus der Kirche ausgeschlossen, sie brauchen Trost und Halt, nicht Verurteilung, damit sie (außer der Gemeinschaft mit der Kirche durch die Sakramente) nicht auch noch den Glauben verlieren.

Auch in der Ökumene, in den Bemühungen um die Einheit der Christen, hat der Laie in der Welt eine besondere Aufgabe, nämlich in Gemeinschaft zu leben mit den Andersgläubigen, ihnen Antwort zu geben auf ihre Fragen, und zwar in der Sprache des Laien, nicht des Theologen. Er hat die menschlichen Bande zu knüpfen, denn eine Religion, eine Kirche wird nur verständlich, glaubhaft und liebenswert, wenn man die Menschen, die sich zu ihr bekennen, annehmen und lieben kann. Wir realisieren oft nicht genügend, daß Gott in Menschengestalt erschienen ist und sich in den Worten der Menschen geoffenbart hat. Es fällt dem Laien vielleicht weniger schwer, in der Sprache des andern zu sprechen, nicht an althergebrachten Formulierungen haften zu bleiben, eine Wahrheit vom Inhalt her auszusprechen in einer dem Andersgläubigen verständlichen Ausdruckweise. Diese Transponierung ist nicht immer leicht, sie setzt Vertiefung des eigenen religiösen Glaubensgutes, religiöse Erfahrung und guten Kontakt mit Andersgläubigen und ihrer Denk- und Ausdrucksweise voraus. Für Anders- und Ungläubige repräsentieren wir draußen im Geschäftsleben und in der Öffentlichkeit die Kirche, und wir erfahren, wie sehr die Menschen auf das achten, was die «Kirche» sagt und tut. Wir haben erlebt, wie konsterniert die Menschen waren über die Suspendierung der Arbeiterpriester (um nur ein Beispiel zu nennen). Es ist für uns nicht immer leicht, das zu verteidigen, was verteidigt werden muß. Wir sind die Vorposten, die angegriffen werden. Wir sind aber auch jene, die man zu fragen wagt, mit denen man diskutiert. Es gibt für den Laien in der Welt noch ein Apostolat von Innen, von der christlichen Existenz her. Wir glauben, daß Christus in uns ist und daß er durch uns in den Fabriken, Geschäften und Betrieben gegenwärtig ist, und daß diese Gegenwart eine Ausstrahlung hat. Manchmal spüren wir etwas davon an der Art, wie manche Menschen uns begegnen ...

Wir Laien sind dankbar für die vielen Möglichkeiten religiöser Bildung und Schulung. Wir haben oft das Bedürfnis nach mehr Kontakt mit Priestern, im Sinne gegenseitiger Aussprache und Hilfe. Ein vermehrter Austausch von Gedanken und Erfahrungen könnte nicht nur für uns, sondern auch für den Priester fruchtbar und nützlich sein. *IR*

DOGMA IM UMBRUCH?

Daß durch das Konzil vieles in der Kirche in Fluß gekommen ist, hat nun doch schon jeder gespürt. Daß man die verschiedenen Strömungen, die da zutage treten, etikettiert, ist wohl unvermeidlich. Es gibt ja so etwas wie «Progressive», es gibt so etwas wie «Konservative». Ganz aus der Luft gegriffen ist die Einteilung nicht. Und doch kann sie sehr ungerecht sein, besonders wenn sie dazu dient, die eine Seite schwarz und die andere weiß zu malen, wenn man nicht mehr zu erkennen vermag, daß beide ein echtes Anliegen zu verfechten haben, daß der Progressive nicht einfach der hemmungslose Neuerer um der Neuerung willen ist, sondern, in unverbrüchlicher Treue gegen den unveränderlichen Auftrag des Herrn, mutig die gerade heute durch diese ewige Treue geforderten Wege sucht. Daß der Konservative anderseits nicht einfach einem faulen Immobilismus nachgibt, nur in Eigennutz auf seinen veralteten Privilegien besteht, sondern wohl auch ein echtes Anliegen hat: nichts zu vertun und zu verschleudern, was als kostbares Erbe von den Vätern uns zur Verwaltung anvertraut ist, damit wir es unverletzt der nächsten Generation weiterreichen. Die beiden Anliegen und Strömungen müssen sich finden, denn das Konzil will nicht Majorisierung der einen durch die andern, wie das in Parlamenten geschieht, sondern «moralische Einstimmigkeit». Diese ist auch nicht zu finden auf halbem Weg zwischen beiden, nicht in bloßen Kompromissen, sondern in einer Über-erfüllung der Anliegen beider. Dahin kann der Weg lang und schmerzlich sein, aber er muß gegangen werden.

Daß ein Umbruch in der Liturgie die Seelsorger in der Zukunft vor große Aufgaben stellt, haben wir doch wohl alle erfaßt. Er wird Anforderungen an unsere geistige Aufgeschlossenheit und Beweglichkeit stellen. Wenn gewisse Vorschriften und Lasten, an denen wir uns wundreiben, fallen, dann nicht, um einem faulen Minimalismus nachzugeben, sondern um den Weg frei zu bekommen zu ganzem und selbstlosem Einsatz.

Nun, darum geht es hier nicht. Das sind schließlich Dinge, die in den Bereich der kirchlichen Disziplin fallen, und von ihr wissen wir, daß sie wandelbar ist, nicht unveränderlich, sondern sich den Gegebenheiten einer gewandelten Welt anpassen kann. Aber im Dogma selbst von einem Umbruch zu sprechen, ist das nicht vermessen? Es muß doch unveränderlich sein, unerschütterlich auf dem Fels gegründet. In ihm ruht doch gerade unsere Sicherheit, in ihm sind wir geschützt, nicht «den Winden preisgegeben, wie die Meereswelle, die auf- und niederwogt» (vgl. Jak. 1,6). Das Dogma ist doch «irreformabel», wie die Wahrheit selbst.

Zwei Beispiele:

▶ Als die ökumenische Bewegung in der nicht-katholischen Christenheit aufbrach, und auch die Petruskirche zu Gesprächen eingeladen wurde, hat diese zunächst abgelehnt, und zwar aus Treue zu ihrem Erbe, «die Säule und feste Stütze der Wahrheit» (1 Tim 3,15) zu sein. Auf dem Felsen Petri ist die Wahrheit unverbrüchlich gewahrt, also sind wir es auch den Außenstehenden schuldig, daran festzuhalten und nicht mit ihnen uns auf einen gewissermaßen neutralen Sucherstandpunkt zu stellen. Das wäre Verrat an den Schätzen, die wir auch für die andern bewahrt haben. – Dieser Standpunkt, wie er etwa von Pius XI. noch formuliert wurde, ist richtig, und doch ist damit nicht alles zu den Problemen gesagt, die durch die ökumenische Bewegung aufgebrochen sind; Johannes XXIII. und Paul VI. wußten jedenfalls mehr zu sagen. Sie haben die getrennten Christen zum Gespräch eingeladen, sie betrachten sie als Partner, die nicht nur einseitige Belehrung entgegenzunehmen haben, sondern zu einem loyalen Gespräch beigezogen zu werden verdienen. Vollzog sich hier ein dogmatischer Umbruch?

▶ Ein anderes Beispiel: Anfang Oktober 1962 kamen wohl weitaus die meisten Bischöfe mit der Überzeugung nach Rom, daß man in der katholischen Kirche richtig und unangefochten von «zwei Quellen der Offenbarung» sprechen muß, die da sind: Schrift und Tradition. Und doch haben sie es dann am 20. November desselben Jahres mehrheitlich abgelehnt, sich auf diese Formel festzulegen. Sind die Bischöfe unterdessen einem «dogmatischen Umbruch» zum Opfer gefallen? Hat H. Schauf recht, wenn er in Auswertung der nach-tridentinischen Katechismen zeigen will, daß die Lehre von «zwei Quellen der Offenbarung» einfach zum unverbrüchlichen dogmatischen Gut der Kirche gehört, das durch ihr ordentliches Lehramt so vorgelegt wird?

Welches war denn da genau die Frage? – Als eigentliche Quelle der Offenbarung kann im Grunde weder die Schrift noch die Tradition gelten, sondern Jesus Christus, der fleischgewordene Logos. Die Wirklichkeit des Christusgeschehens findet einen lehrmäßigen Ausdruck, und dies in vorzüglicher Weise in der Hl. Schrift. Darüber können alle einig sein. Die Schrift steht aber nicht einfach isoliert da. Sondern sie ist in der Hand der lebendigen Gemeinde, sie ist eingesenkt ins Leben der Kirche, sie steht inmitten einer lebendigen Tradition. Beide, Schrift und Tradition, heischen Berücksichtigung.

Anders gesehen: im lebendigen Ausdruck der Kirche, in der Tradition, spielen offenbar gewisse Bücher, die wir die kanonischen nennen, eine besondere Rolle. Man nennt sie «inspiriert», sie sind Gottes Wort, enthalten es nicht nur. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts haben die Schrift von der Tradition der Kirche isoliert, haben ihr – theoretisch – ein Monopol eingeräumt, daß nur sie, die Hl. Schrift, und nichts anderes in der Kirche maßgeblich zu hören wäre. Dies mußte das Trienter Konzil korrigieren: neben und mit der Schrift haben auch die «Traditionen» ihren Platz und haben gehört zu werden. Die Schrift darf nicht aus dem Leben der Kirche isoliert werden. In diesem Sinn durfte man von zwei Quellen sprechen, aus denen wir den Offenbarungsgehalt zu erheben haben. Das war durchaus korrekt, entsprach der Wahrheit und die Aussage war ein Gebot der Stunde.

Allmählich aber fing man an, aus dieser Formulierung Konklusionen abzuleiten. So wenn H. Lennerz schreibt: «Wenn die Lehre von dieser zweiten Quelle der Offenbarung (das heißt der Tradition) richtig ist, und sie ist ohne Zweifel richtig, so folgt eben: es gibt geoffenbarte Wahrheiten, die nicht in der Hl. Schrift stehen und daher auch aus der Hl. Schrift nicht bewiesen werden können.» (Gregorianum 40 [1959] 53), dann kann J. R. Geiselmann dazu sagen: «Alle Achtung vor dem Mut seiner Konsequenz! ... Allein, diesen Mut der Konsequenz hat nicht einmal das kirchliche Lehramt in seiner höchsten Form aufgebracht bei der Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis Mariä durch Pius IX. und der Aufnahme in die himmlische Glorie durch Pius XII. Beidemal sucht es für die ex cathedra verkündigte Glaubenswahrheit wenigstens nach entfernteren Stützpunkten in der Hl. Schrift.» (J. R. Geiselmann, Die Heilige Schrift und die Tradition. Quaestiones disputatae 18. Herder, Freiburg 1962, S. 97).

Offenbar zeigt es sich, daß das wirkliche Leben der lehrenden Kirche, ihre Praxis, durch jene Formel von der doppelten Glaubensquelle nur ungenügend wiedergegeben wurde. Falsch war sie nicht, denn sie hat ja einen Punkt der Lehre korrekt klargestellt, aber eben nur einen Punkt. Somit darf man nicht so tun, als ob mit ihr alles gesagt wäre, und man frisch fröhlich aus dieser Annahme Konsequenzen ziehen dürfte. Und wer darum von einer gewissen Suffizienz der Hl. Schrift spricht, wie es Geiselmann tut, ist damit noch nicht zum Monopol der Hl. Schrift übergelaufen, wie es die vom Tridentinum korrigierte reformatorische Lehre aufgestellt hatte. Aber man spürt, daß der Vorzug der Hl. Schrift, der ihr von der Kirche immer eingeräumt wurde, noch genauer bedacht werden müßte, daß man jedenfalls nicht stehenbleiben kann bei einer bloßen Parallelschaltung von Schrift und Tradition, wie vielleicht landläufige Schultheologie allzulang und sorglos dabei stehen geblieben war.

Dies sollte als Beispiel ausgeführt sein für das, was nun theoretisch und mit weiteren Beispielen noch unterbaut werden soll.

Die tieferen Hintergründe

Was steckt denn Tieferes hinter den auf dem Konzil in Erscheinung getretenen divergierenden Konzeptionen der beiden Richtungen?

1. In der Herder Korrespondenz, Juni 1963 (432–433) wird sehr gut über zwei Arbeiten zu diesem Thema berichtet, die tatsächlich das Wesentliche treffen. Es sind die Artikel von *G. Philips*, Deux tendances dans la théologie contemporaine (Nouvelle Revue Théologique, 3.3.1963, S. 225–238) und *E. Schillebeeckx* (De Bazuin 19.1.1963). Sie haben die Wurzel des Problems bloßgelegt.

Die eine Richtung wird von Philips als «konzeptualistische» und von Schillebeeckx als «essentialistische» charakterisiert, die andere als «realistische» bzw. «existentielle».

Was heißt das?

Es ist unverkennbar, daß die uns vertraute katholische Schultheologie allmählich – ohne sich darüber klar Rechenschaft zu geben – einen konzeptualistischen und damit essentialistischen Stil entwickelt hat. Sie wurde dadurch nicht falsch, aber einseitig. Und wenn man dieser Einseitigkeit nicht bewußt ist, wird man in seiner Unbekümmertheit irgendwo mit dem Kopf anstoßen müssen, um zu erwachen. Ein in der vorbereitenden Konzilskommission einflußreicher Theologe hat einmal in privatem Kreis das Verhältnis von Offenbarung und Theologie folgendermaßen charakterisiert: «Der liebe Gott hat uns einen Sack voll Wahrheiten gegeben, und die Theologen haben die Aufgabe, sie zu ordnen.» – Wir verzeihen ihm die Trivialität des Ausdrucks gerne, denn der private und inoffizielle Rahmen, in dem er gebraucht wurde, erlaubte sie. Also abgesehen davon: erkennen wir in dieser Formel nicht doch die Auffassung wieder, die auch wir aus dem theologischen Unterricht mitbekommen haben?

In der Offenbarung handle es sich um die Übergabe einer Reihe von «Wahrheiten», von «Sätzen». Sie sind nicht systematisch geordnet. Der Theologe hat das zu besorgen. Dies immer besser zu tun, die gegebenen Sätze immer scharfsinniger zu analysieren: darin besteht der Fortschritt der Theologie. Kann er darin bestehen? Kann ich etwa aus der biblischen Aussage der «gratia plena» (voll der Gnade) durch Begriffsanalyse herausbringen, daß darin auch die Sündelosigkeit des Anfangs, die «Unbefleckte Empfängnis» enthalten sei?

Durch bloße Begriffsanalyse geht es sicher nicht. Man vergißt, daß Begriffe immer inadäquater Ausdruck der Wirklichkeit sind und nie mehr sein können. Sie ermöglichen uns zwar eine wahre, eine wirklichkeitstreue Erkenntnis, nie aber eine wirklichkeitserschöpfende Erkenntnis. Sie bringen immer nur eine Seite, ein Moment an der Wirklichkeit zum Aufleuchten, aber sie holen die Wirklichkeit nie ein, lassen immer noch eine Unendlichkeit von ihr ungesagt. Begriffe werden immer nötig sein, in der Theologie sowohl wie in der Verkündigung des kirchlichen Lehramtes: wir brauchen formulierte Aussagen. Müssen wir aber auf das in ihnen Ungesagte verzichten? Können wir überhaupt bei den Aussagen stehenbleiben, ohne durch sie hindurch, mit ihrer Hilfe an die Realität selber heranzukommen? Wenn wir aber trotzdem bei den Begriffen stehenbleiben, wenn wir «Sätze», «Wahrheiten» (die Gott uns – nach dem trivialen Bild – in einem Sack übergeben hätte) zum letzten Ausgangspunkt wählen, dann muß die Theologie bald erstarren, dann wird ihre Weisheit immer dünner wie ein Bächlein, das durch durchlässigen Sand rinnt und versickert.

Die Lehre von zwei Offenbarungsquellen war sicher einmal eine notwendige Aussage auf eine Frage, die sich damals stellte. Sie aber nun zum Ausgangspunkt machen, um von ihr aus

jede Frage, die sich in diesem Bereich auch noch und zu späterer Zeit einmal sogar vordringlich stellt, zu beantworten, heißt sie überfordern und heißt zugleich sich den Weg zu weiterführenden Antworten auf weiterführende Fragen versperren. Neue Fragen können nicht durch Fixierung des Blickes auf die alten Antworten durchschaut und gelöst werden, sondern nur durch den Blick auf die – schon mit den alten Aussagen gemeinte, aber nur inadäquat erfaßte – Realität selber. Aus dem tatsächlichen Verhalten der gottgeführten Kirche lernen wir mehr als aus ihren formulierten Sätzen, in denen halt doch so vieles von der ganzen Realität ungesagt bleiben muß. Wenn das Konzil nun auch zu keiner positiven Aussage in der Frage der Quellen der Offenbarung kommt, so hat es schon viel geleistet dadurch, daß es den Weg zu einer volleren Erfassung nicht versperrte.

Ein anderes Beispiel sei die Frage nach der Kirchengliedschaft. Man kann konzeptualistisch so argumentieren: Die röm.-kath. Kirche ist der mystische Leib Christi. Glied an einem Leib kann einer aber nur entweder sein oder nicht sein; es gibt da kein mehr oder weniger, es gibt keine Stufen der Gliedschaft. Entweder ist man Glied der Kirche oder ist es nicht. Da nun Schismatiker und Häretiker und Heiden (alles in einem Atemzug gesagt!) nicht Glieder dieser Kirche sind, sind sie nicht Glieder des Leibes Christi, sondern stehen eben draußen.

Gut: ich habe eben von dem Begriff «Leib» und «Glied» her keine Möglichkeit, differenzierter zu sprechen. Und doch ist die Realität differenzierter. Ein Orthodoxer steht nicht im gleichen Sinn draußen wie ein Protestant oder schon gar ein Heide. Ich darf aber auch von einem Begriff gar nicht verlangen, daß von ihm her alle Nuancen der Wirklichkeit erfaßt werden – unter einer Bedingung: daß ich neben dem einen Begriff mich für andere begriffliche Formulierungen offen halte, mit denen ich eine andere Seite der Wirklichkeit, die eben im ersten ungenügend in den Griff kam, fassen kann. Der Orthodoxe und der Protestant haben offenbar doch etwas mit der Kirche zu tun schon durch ihre Taufe, durch ihren Glauben, der Orthodoxe überdies durch eine auf die Apostel zurückreichende Hierarchie, durch alle sieben Sakramente. Es ist uns sofort verständlich, daß ökumenische Kontakte viele Fragen in Fluß gebracht haben, an denen wir vorher vorbeilebten. Die ökumenische Realität hat die Inadäquatheit und Ergänzungsbedürftigkeit unserer schon formulierten Lehre, unserer begrifflichen Fassung schärfer sehen lassen.

Sehen wir in diesem Licht vielleicht auch tiefer in der Frage, die jetzt in der 2. Konzilssession zur Debatte steht: Kollegialität und Primat im Bischofsamt?

Das Erste Vaticanum hat den Primat gegen alle Abschwächungen klar herausgestellt: Die volle und unmittelbare Jurisdiktion des römischen Bischofs über Hirten und Gläubige der ganzen Welt. Das ist dort definitorisch gesagt und wird seine Gültigkeit nie verlieren. Ich kann in dieser Hinsicht von einer monarchischen Leitung der Kirche sprechen im Gegensatz zu einer oligarchischen. Kein Kollegium kann dem Primas die Verantwortung oberster Leitung abnehmen, seine primatiale Leitung kann nicht von einem Mehrheitsbeschluß abhängig sein.

Wenn ich nun aber vom Begriff der Monarchie aus alles durch Analyse klären will, was in der Kirche gilt, dann ist das Konzeptualismus. Es gibt eben Realitäten in der Kirche, wie sie lebt, wie sie von Christus gestiftet ist, die mit diesem Begriff der Monarchie nicht eingefangen sind. Der Papst ist eben auch Mitglied des Bischofskollegiums. Seine Lehre wird zur Lehre des Kollegiums nicht einfach quer stehen können. Der «Consensus Ecclesiae» wird ihm aus Christi Verheißung nicht fehlen können, wenn ich auch nicht «ex consensu Ecclesiae» das heißt aus der Zustimmung der Kirche (vgl. Denz-Schönm. 3074; Denz-Umb. 1839 b) erst die Gültigkeit der päpstlichen Ex-Cathedra-Entscheidung ableiten muß.

Es gibt sicher eine Hinsicht, in der auch der Papst den übrigen Bischöfen gleichgestellt ist: in der gleichen sakramentalen Weihegewalt. Auch diese Hinsicht kann man in einen Begriff zu fassen versuchen. Und wenn die Formel «primus inter pares» nur dies tun will, dann kann sie nicht abwegig sein. Ob sie nur dieses will, ist allerdings aus dem Kontext jeweils zu entscheiden. Sicher kann man nicht sagen, daß die Formel in jeder Hinsicht unkatholisch sei.

Es kann uns eben keine Formel davon dispensieren, auf die Wirklichkeit selber zu schauen, die Wirklichkeit der Kirche, in der wir lebendig mitten drin stehen, der Kirche nach allen ihren geschichtlichen Dimensionen. Und diese Wirklichkeit zeigt eine Struktur der Leitung, die keine perfekte Analogie in einer Staatverfassung hat.

2. Wenn wir diese Grenze jeder begrifflichen Aussage – so unerläßlich sie ist – nun klar sehen, bleibt uns noch ein anderes zu bedenken: Alle dogmatischen Aussagen sind nicht nur begrifflich, sie sind auch «adressiert». Sie schweben nicht einfach in sich selber, sondern sie sind Aussage an jemand. In diesem Sinn sind sie auch personal, sie richten sich an Personen (einmal noch ganz abgesehen davon, daß sie auch von einer Person herkommen, also nicht nur eine «Adresse», sondern auch einen «Absender» haben). Nur so können wir verstehen, was es auf sich hat, wenn man von einer dogmatischen Aussage auch fordert, daß sie «ökumenisch» sei.

Eine konzeptualistische Richtung müßte auf diese Forderung so reagieren: Jede Wahrheit ist ökumenisch, eben schon weil sie Wahrheit ist. Der «Ökumene» ist dadurch nicht gedient, daß Wahrheiten verheimlicht oder so zurechtgedreht werden, daß wir Frieden haben um jeden Preis. Die Forderung nach «Ökumenizität» einer Aussage wird von dieser Richtung also einem faulen Irenismus gleichgesetzt.

Bischof de Smedt von Brügge hat am 19. November 1962 die Frage nach dem ökumenischen Charakter in einer Aussage vor dem Konzil im Auftrag des Sekretariats Bea glänzend geklärt (vgl. Zusammenfassung in Herder Korrespondenz, Januar 1963, S. 197): «Durch Jahrhunderte haben wir Katholiken geglaubt, es genüge, unsere Lehre klar darzustellen. Mit dieser Methode der klaren Darlegung der katholischen Lehre in der uns gewohnten Terminologie ist kein Fortschritt in der Wiederannäherung erreicht worden, sondern nur eine Anhäufung von Vorurteilen, Verdachtsmomenten und Polemiken. Der ökumenische Dialog muß darum besorgt sein, daß die Partner wirklich verstehen, was sie mit ihren Formulierungen sagen, und vor allem auch, was sie nicht sagen wollen ...» Er kann zeigen, daß mit den neuen Forderungen, die er an die Aussagen des Konzils vom ökumenischen Standpunkt aus zu stellen hat, keineswegs erreicht werden darf, daß die katholische Lehre verkürzt oder entstellt oder verhüllt wird.

Ein Beispiel, wie schon im Evangelium die Aussage vom Adressaten abhängt: Die Synoptiker lassen Jesus den Täufer Johannes «den Propheten» nennen, den erwarteten Vorläufer des Messias, wie es sich aus dem Zusammenhang ergibt. Das vierte Evangelium läßt aber denselben Täufer erklären – und dies offenbar billigend – «Ich bin nicht der Prophet» (Jo. 1,21). Der Verfasser des 4. Evangeliums hat eben in der späteren Zeit seiner Abfassung die Täufersekte im Auge, die Johannes den Täufer «den Propheten» nannte in dem Sinn, daß sie ihn mit diesem Titel als den endgültigen Messias bezeichnen wollte, im Gegensatz zu Jesus, den sie ihrem Meister nachstellten. Johannes ist also «der Prophet», und er ist es nicht, je nach den Adressaten, an die man sich zu richten hat. Sind es solche, die unter dem Titel nur den Vorläufer verstehen, dann ist er es; sind es solche, die unter diesem Titel ihn als den Messias selber bezeichnen wollen, dann ist er es nicht.

Christus, Anfang und Ziel

Wenn «der dogmatische Umbruch» auf einen Opportunismus hinausläuft, dann müßten wir schärfstens dagegen sein. Wenn man eine Aussage, die einmal notwendig ist, davon abhängig machen will, ob die andern sie gerne hören, dann ist das Ver-

rat an der Wahrheit, die opportune-importune zu verkündigen ist. Ein solcher Opportunismus könnte auch nicht durch «Liebe» gerechtfertigt sein; es kann keine echte Liebe sein, die zu solcher Untreue verführt.

«Gleicht euch nicht dieser Welt an» (Röm. 12,2), gilt auch heute ungeschwächt, nein noch dringlicher als je. Es gibt in der Kirche nur einen berechtigten Konformismus: «dem Bilde seines Sohnes gleichgestaltet zu sein» (Röm. 8,29). «Was ist, Brüder, der Ausgangspunkt unseres Weges? Welche Richtung muß er einschlagen...? Und welches Ziel wird sich der Plan unseres Weges stecken...? Auf diese drei ganz einfachen und grundlegenden Fragen gibt es bekanntlich nur eine Antwort, die wir hier, gleich in dieser Stunde, uns selbst geben und der uns umgebenden Welt verkünden müssen: Christus! Christus unser Ausgangspunkt, Christus unser Weg und Führer, Christus unsere Hoffnung und unser Endziel.» (Paul VI., Ansprache zur Eröffnung der zweiten Konzilssession.) Der «solus Christus» ist der Maßgebende für den «ganzen Christus», das heißt für das Haupt, das Christus ist, und den Leib, der die Kirche ist. Es wird Aufgabe des Konzils sein, im «Christus totus» den «Christus solus» als den maßgebenden einzigen Herrn aufleuchten zu lassen.

Es wird uns nicht mehr möglich sein, uns an näherliegende und vielleicht bequemere Fixpunkte anzuklammern; wir kommen mit gewissen Faustregeln heutzutage nicht mehr durch, wie etwa: Das katholische Gotteshaus erkennst du daran, daß die lateinische Liturgie gefeiert wird; der katholische Priester ist der zölibatäre Priester und ähnliche Dinge. Solche Konkretisierungen mochten manchen eine gute erste Orientierung bieten; sie genügen nicht mehr und werden immer weniger genügen. Aber das Entscheidende liegt tiefer, und es ist heute unerläßlich, es sichtbar zu machen.

Das alles ist kein Vorwurf an unsere «Väter», an unsere Lehrer. Im Grunde werden wir es auch nicht besser machen können als sie, und müssen es doch anders machen; sonst wäre es nämlich schlechter, als sie es gemacht haben. Auch wir können heute keine andern Formulierungen finden und den späteren Generationen tradieren als solche, die sich wieder einer neuen Prüfung werden stellen müssen; nicht um sie außer Kraft zu setzen, sondern um sie zu ergänzen und zu erneuern. Sie werden sich auch nicht an unsere «Wahrheiten» und «Sätze» anklammern dürfen; diese dürfen auch ihnen nur dazu dienen, den Blick für die Wirklichkeit zu öffnen, die sie meinen, eine Wirklichkeit, die sich immer als größer erweisen wird als die Begriffe, die sie erfassen wollen.

Pflegen wir auch keine «fromme» Überheblichkeit, die sich – aus puritanischer Konzentration auf das Wesentliche – weigert, Hand anzulegen an die konkreten Erfordernisse des Tages, mit ihren Zufälligkeiten, mit ihren Belastungen und Verquikkungen, nur aus Angst, die Hände dabei schmutzig zu machen. Ein gewisser hochintellektueller kirchlicher Nonkonformismus verdient keine Schützenhilfe. Es sei keinem romantischen Träumen von einer Idealkirche in den Wolken das Wort geredet, der manche allein dienen möchten und darum sich mittlerweilen von jedem konkreten und demütigen Dienst dispensiert halten, bis ... ja bis wann? Bis die Kirche in ihrer himmlischen Heimat keine Diener mehr braucht.

Nein, jetzt braucht es jene Reformer, die sich dem Dienst einer «Ecclesia semper reformanda» – der Papst selber hat dieses Wort aufgenommen in seiner Ansprache an die römische Kurie – weihen, die immer gerade dort mit dieser Reform beginnen, wo sie verhältnismäßig am meisten Aussicht auf Erfolg bietet, in der schmerzlichen Selbstreform. Es wird nach dem Konzil gewiß nicht bequemer, katholisch zu sein, aber hoffen wir, schöner, getragen von einer freieren Sicht auf das Ganze und das Wesentliche, von einem kräftigeren Aufbruch.

Prof. J. Trütsch

DER KAMPF GEGEN DEN HUNGER – EIN WELTMARKTPROBLEM

Die Weltkampagne gegen den Hunger rückt einmal mehr das Problem der Entwicklungshilfe in den Mittelpunkt des Interesses. Auch *Papst Paul VI.* hat in seiner Weihnachtsbotschaft den Hunger als die erste der drängenden Weltnöte bezeichnet, und dies deshalb, weil es sich um eine Not handelt, die ohne Abhilfe ständig zunimmt, einerseits durch den Bevölkerungszuwachs der Hungergebiete, der noch nicht durch einen entsprechenden Zuwachs an Mitteln zum Lebensunterhalt ausgeglichen ist, anderseits durch die Kettenreaktion Hunger-Krankheit-Verelendung, die den Hunger noch vergrößert. Diese innere Dynamik der Not wird zudem, wie der Papst sagt, von der Ausbreitung der Kultur- und Informationsmittel begleitet. Dadurch gesellt sich zum objektiven Leidenszustand das Bewußtsein der Not, verbunden mit einem Geist der Unruhe und der Auflehnung. «Der Hunger kann zu einer revolutionären Kraft von unberechenbaren Auswirkungen werden.» Der Papst wendet sich dann gegen die «Anwendung von Mitteln, die noch schlimmer zu bewerten sind als das Übel, dem damit abgeholfen werden soll», indem man sich nämlich «an der Fruchtbarkeit des Lebens vergreift mit Mitteln, die die christliche Sittenlehre als unerlaubt erklären muß: anstatt das Brot auf dem Tisch der hungernden Menschheit zu vermehren, wie es heute dank der modernen Entwicklung der Produktion möglich ist, wird von einigen daran gedacht, durch sittenwidriges Vorgehen die Zahl der Tischgenossen zu verringern.» Das ist, so erklärt der Papst, der Kultur unwürdig.

Aber gibt es eine andere Lösung? Paul VI. ist sich bewußt, wie komplex das Problem der Bevölkerungsvermehrung in den Hungergebieten ist, und wie schwer es auf ihnen lastet. Er muß bekennen, daß ihm die Wundermacht zur Brotvermehrung für den leiblichen Hunger von Christus nicht verliehen wurde. Er sieht aber seine Aufgabe darin, durch sein Mitgefühl und sein Gebet sich zum Interpreten aller Hilfsbedürftigen zu machen und so «jene neue Liebe zu wecken, die durch eine ihr dienende, vorsorgliche neue Wirtschaftsplanung das Brot zur Stillung des Hungers auf der Welt vermehren wird».

Nach diesen Worten geht der Papst zur Anerkennung der «großen internationalen Hilfswerke» über und segnet sowohl die Geldgeber wie die «tüchtigen Leute», die, sei es bei der Organisation, sei es an Ort und Stelle, «wunderbare Dienste» leisten.

Im vorgegebenen Rahmen dürfte er dabei an erster Stelle an die Food and Agriculture Organisation (FAO) gedacht haben, die ja in Rom ihren Hauptsitz hat und die auch die Weltkampagne gegen den Hunger patroniert. Vor der regulären Hauptversammlung dieser Organisation, die vor allem von den Landwirtschaftsministern der 114 Mitgliedstaaten beschickt wird, hielt im vergangenen November der Präsident von Tanganjika, *Julius Nyerere*, den offiziellen Vortrag der McDougall-Stiftung. Im Sinne der oben zitierten Sätze von Paul VI. könnte man ihn betiteln: Vom Mangel einer Welt-Wirtschafts-Planung und von den Folgen für die Entwicklungshilfe. Nyerere drückte sich aber noch krasser aus. Er sprach vom «Chaos der Weltwirtschaft» und dementsprechend vom Scheitern der Entwicklungshilfe. Seine Ausführungen scheinen uns wert, sowohl als Hintergrund für die päpstliche Weihnachtsbotschaft wie auch zur kritischen Prüfung der Hungerkampagne auszugsweise und in freier Übersetzung aus dem englischen Original wiedergegeben zu werden.

Die eine Welt: Wirklichkeit oder Phrase?

Der Präsident von Tanganjika, der bekanntlich nicht wenig von seiner Ausbildung der christlichen Sozialbewegung verdankt, geht von der Tatsache einer (mit Ausnahme von Südafrika, wie er einklammernd bemerkt) weltweiten Anerkennung der allen Menschen gemeinsamen Menschenwürde aus.

Von ihr leitet sich der Begriff der «einen Welt» ab, der sich auf der technischen Ebene zusehends verwirklicht, in anderen Bereichen aber noch «eine Phrase ist, deren Gebrauch dazu dient, uns des Denkens zu entheben». Politisch haben wir «Hunderte von einzelnen Nationen», und «wenn sich zwei von ihnen, die noch so sehr aufeinander angewiesen sein mögen, um ein Territorium streiten, spricht niemand von der 'einen Nation': genau so wenig ist es am Platz von der 'einen Welt' zu reden, so lange es nicht eine Weltorganisation zur Erhaltung des Friedens gibt, die die Macht hat, ihren Willen durchzusetzen. Doch noch viel weniger trifft diese Redeweise auf die Wirtschaft zu. Gewiß führt heute die Verästelung des internationalen Marktes dazu, daß Güter, die in London, New York oder Tokio produziert werden, sich bis in den 'Busch' von Tanganjika ihren Weg bahnen. Auch kann man in Deutschland, Amerika, Indien und Afrika auf dieselben Namen von Großfirmen stoßen, die hier Handel treiben. Aber dessenungeachtet herrschen so heftige Gegensätze auf wirtschaftlichem Gebiet, daß die verschiedenen Teile der Menschheit ebensogut auf verschiedenen Planeten, nein sogar in verschiedenen Sonnensystemen, leben könnten.»

Die Kluft zwischen reich und arm

Die Statistik der FAO sagt nichts Neues, wenn sie dem Nationaleinkommen Indiens – 60 Dollar pro Kopf der Bevölkerung – die entsprechende Zahl von 2000 Dollar pro Kopf in den USA gegenüberstellt. Und es klingt erst recht nicht neu, wenn man darauf hinweist, daß die größere Hälfte der Menschheit weder genug, noch zukömmlich zu essen hat. «Was wir aber heute zu bedenken haben, ist die noch immer wachsende Ausweitung und Vertiefung der Kluft zwischen der Fettleibigkeit auf der einen und der Entbehrung auf der anderen Seite. Der Zuwachs am mittleren Einkommen pro Kopf hat nämlich in den zehn Jahren von 1950–1960 in USA und Westeuropa zusammen gerechnet 200 Dollar betragen, während in allen Entwicklungsländern, als ein Ganzes gesehen, der Zuwachs in der gleichen Dekade 10 Dollar betrug, insofern man in ihnen das mittlere Einkommen pro Kopf anno 1950 auf 80 Dollar, im Jahre 1960 auf 90 Dollar schätzte. Das heißt aber, daß in den reichen Ländern das in den zehn Jahren an Wohlstand Dazugewonnene höher liegt, als das Gesamtvermögen, das den armen Völkern heute zur Verfügung steht. Je reicher ein Volk ist, umso mehr kann es sich anreichern, je ärmer es ist, umso weniger kann es, allen seinen Bemühungen zum Trotz, sein Los verbessern.»

Man wird nun freilich einwenden, für die armen Völker sei es nicht wichtig, um wieviel ihr Nationaleinkommen im Vergleich mit Amerika und dem Westen anwachse, sondern daß es überhaupt zunehme. Auch wird man darauf hinweisen, daß der starke Bevölkerungszuwachs für das geringe Anwachsen des Nationaleinkommens pro Kopf verantwortlich, und daß die Zunahme der Produktion bedeutend höher als die des pro Kopf berechneten Nationaleinkommens sei. All dies gilt es zu Ehren derer, die sich dafür verdient gemacht haben, anzuerkennen. «Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß heute der Reichtum der Welt ungleicher unter die Völker der Welt verteilt ist, als dies noch 1945 der Fall war.» Das ist nicht nur eine Feststellung für Statistiker. «Ihre realpolitische Wichtigkeit wird gerade durch die andere Tatsache herausgestellt, daß die Produktion in den Entwicklungsländern gesteigert werden konnte. Sie konnte sogar sehr beträchtlich gesteigert werden, und die geringe Erhöhung des pro Kopf berechneten Nationaleinkommens verhüllt diese Steigerung.»

Die Provokation der Unzufriedenheit

«Der wachsende Reichtum der reichen Länder hingegen tritt nun gerade auf Grund der technisch ‚einen Welt' den unterentwickelten Bevölkerungen immer unverhüllter vor Augen, sei es durch den Handel, sei es durch den Tourismus, sei es sogar durch die Unternehmungen der Entwicklungshilfe selber. All dies zusammen schafft eine Atmosphäre von ständig wachsender Erwartung auf seiten der Armen der Welt. Die Auffassung von ‚möglichen Lebensbedingungen' ist heute eine völlig andere als noch vor ein paar Jahrzehnten in der geschlossenen Dorfgesellschaft. Die Armut in ihrer extremen Form wurde damals als ein allen gemeinsamer Zustand betrachtet, und das ganze Augenmerk des Lebens und der Kultur war auf den Kampf ums Dasein gegenüber der Natur gerichtet. In diesen unseren Zeiten aber, zumal seit 1960, hat jedermann in unserem Volk gesehen und kann es jedermann sehen, daß es bessere Weisen zu leben gibt, die andere Menschen erreicht haben. Wenn eine Mutter das Wunder des klaren Wassers, das aus einem Hahn fließt, bei einer anderen Frau sieht: wie sollte sie nicht dasselbe für ihr Kind und sich selber wünschen? Ähnliches kann man von Fahrrädern, hellen Kleidern, Kochtöpfen aus Aluminium, aber auch von der Bildung sagen. Zu sehen, daß andere solches besitzen, schafft beim Nichtbesitzenden Unzufriedenheit, und diese Unzufriedenheit ist einzig dann eine ‚göttliche', wenn sie zu einer Änderung der Lage führt.» Daß es zu einer solchen Änderung kommen muß, daß «die Ungleichheit vermindert und die Völker in die Lage versetzt werden müssen, ihre Lebensbedingungen zu verbessern, ist ein Gebot der Menschenwürde, der Gerechtigkeit und des Friedens. Wichtig ist, daß wir uns in den Kopf setzen, daß die Dinge sich ändern müssen, und daß wir sodann das Problem objektiv und wissenschaftlich angehen.»

Gesamtplanung tut not

«Das wirtschaftliche Problem der unterentwickelten Völker ist zwiefältig. Erstens geht es darum, die Produktion von Gütern und Dienstleistungen zu vermehren, deren das Volk bedarf; zweitens soll der Verbrauch solcher Güter und Dienstleistungen, die ein gutes und freies Leben ermöglichen, gefördert werden. Die zweite Forderung läuft darauf hinaus, daß entweder die eigene Produktion von Gütern und Dienstleistungen direkt auf die Bedürfnisse der Produzenten zugeschnitten sei, oder daß sie in ein Tauschsystem einfließe, das den Produzenten eine Kaufkraft einbringt, die dem von ihnen hervorgebrachten Reichtum ebenbürtig ist.» Mit andern Worten, der Markt muß so organisiert sein, daß die Bauern (Tanganjika lebt zu 97 Prozent von der Landwirtschaft) ihre Produkte zu einem gerechten Preis verkaufen und ihren Bedarf unter ebenfalls gerechten Kostenbedingungen decken können.

Nun bleibt aber in einem unterentwickelten Volk jede Änderung, sei es in der Produktion, sei es im Verbrauch, nicht ohne fundamentale Änderung in der wirtschaftlichen und sozialen Gesamtstruktur und oft auch, mindestens in Tanganjika, nicht ohne wesentliche Auswirkungen auf das kulturelle Leben. «Eine Bewässerungsanlage zum Beispiel kann die ganzen Beziehungen zwischen den Familien, die stammesweise geregelte soziale Sicherheit und altvererbte Bräuche in Frage stellen. Dasselbe gilt bei der Einführung von Institutionen einer von der bisherigen Dorfwirtschaft verschiedenen nationalen Volkswirtschaft. Das heißt nicht, daß die Änderungen auf wirtschaftlichem Gebiet deshalb unterbleiben sollen; aber ihre Planung muß mit der sozialen und kulturellen Vorsorge Hand in Hand gehen. Leider geschieht es aber sowohl innerhalb der Regierung einer Nation als auch in internationalen Organisationen viel leichter und viel häufiger, daß ein Problem von einem Ministerium oder einer Abteilung an einer Ecke angepackt, und dann wieder von einem andern Ministerium aus einer anderen Richtung angepeilt wird, als daß es zu einer Zusammenarbeit zwischen verschiedenen Ministerien oder Sektionen einer Regierung oder internationalen Organisation käme. Und doch ist es dringend notwendig, daß jede Änderung in einem Sektor auf ihre Folgen im Gesamten geprüft wird.»

Der Präsident von Tanganjika führt an konkreten Beispielen aus seinem Land aus, wie gewisse Wirtschaftsreformen für sein Volk von kulturellen und sozialen Faktoren abhängen. Er kommt besonders auf die Notwendig-

keit der Erwachsenenbildung sowie auf parallel geführte kurzfristige und langfristige Ausbildungsprogramme zu sprechen. Er zeigt auch hier den Zusammenhang mit dem Volkseinkommen: «Liegt das mittlere Einkommen pro Kopf unter 100 Dollar, so ist es auch für die energischste Regierung und das bildungsbegeistertste Volk schwierig, über den unmittelbaren Verbrauch hinaus etwas in die Zukunft, eben in die Bildung, zu investieren.» Anderseits kommt es bei den von außen hinzutretenden Geldgebern und Organisationen, die FAO nicht ausgenommen, «äußerst selten vor, daß sie angesichts eines Entwicklungsplanes bei ihrer Entscheidung, ob sie ihn unterstützen wollen oder nicht, der in ihrer Bedeutung finanziell nicht meßbaren, aber absolut wesentlichen Erwachsenenbildung und ihren Kosten Rechnung tragen.» Aus all dem folgt die «Notwendigkeit eines nationalen Entwicklungsplanes, der zwar elastisch sein, aber vor allem die Probleme der Umstellung in ihrer Gesamtheit behandeln soll.»

Entwicklungshilfe scheitert am Weltmarkt

Aber genügt ein nationaler Plan? Nyerere beschäftigt sich zunächst mit den Möglichkeiten der Zusammenarbeit einer, beziehungsweise seiner Nation, mit internationalen Organisationen, also zum Beispiel mit der FAO. Ihre Leistungen werden anerkannt, nicht zuletzt, «weil in der Regel die Hilfe über solche Internationale Körperschaften weniger Gefahr der Einmischung in die inneren Angelegenheiten mit sich bringt, als die Hilfe von einem bestimmten Land oder von einer bestimmten Firma». Er zieht somit Internationale Organisationen als Helfer vor, bemerkt dazu aber zwei Dinge: erstens «muß das Verhältnis der Zahl von höchstbezahlten Ämtern in den Hauptquartieren zur Zahl der unmittelbar und in unbequemen Verhältnissen wirkenden Leute im 'Felddienst' ständig überprüft werden, zweitens müssen die in ein Land gesandten Experten dem Niveau der auszubildenden Einheimischen angepaßt werden».

Zum einen wie zum andern Punkt ließe sich hier gerade hinsichtlich der FAO allerhand einfügen. Die Weltkampagne gegen den Hunger zum Beispiel – das haben wir am Hauptsitz in Rom selber gehört – wird innerhalb der FAO als ein organisatorisches Überbein betrachtet, bei dem viel Geld in zusätzliche Gehälter geht, obwohl der Gegenstand der Kampagne zu den normalen Aufgaben der FAO gehört. Was aber die Experten betrifft, so bringt Nyerere selber Beispiele, wie Fachleute von Weltruf an Ort und Stelle scheitern, wo simple Techniker mit etwas pädagogischem Willen und Geschick Großes leisten könnten. Ein anderes Beispiel wurde uns bekannt, wo in ein lateinamerikanisches Land insgesamt sieben Experten gesandt wurden, und keiner wußte etwas vom andern ...

Etliches wäre also bereits an der jetzigen Form der Entwicklungshilfe zu bessern und zu ändern. Und dann? Dann wären nach Ansicht Nyereres «die internationalen Organisationen, sei es jede für sich, sei es alle zusammen, trotzdem völlig inkompetent und außerstande, sich mit dem Basisproblem zur Überwindung der Paupertät in den unterentwickelten Ländern zu befassen. Denn das Basisproblem ist die Übertragung der Produktionsförderung auf die Kaufkraft in den unterentwickelten Gebieten, und dieses Problem hängt vom Weltmarkt ab.

Welches «Chaos» der Weltmarkt darstellt, und wie in ihm die unterentwickelten Völker gleich den Schwächsten im Dschungel den Starken ausgeliefert sind, zeigt der Präsident von Tanganjika durch einen Vergleich seiner nationalen mit der internationalen Wirtschaft.

Innerhalb seines Territoriums ist es gelungen, «den einzelnen Bauern durch Zusammenschluß mit andern in Genossenschaften vor Preisschwankungen und vor der Ausbeutung durch reiche, den Absatz beherrschende Händler zu schützen, und zudem hat man es erreicht, daß die Güter dorthin und zwar zu einem zumutbaren Preis, gelangen, wo sie wirklich benötigt werden. Auf dem Weltmarkt aber herrscht eine genau entgegengesetzte Lage. Auch wenn wir eine einzige Exportfirma mit dem Absatz einer oder mehrerer Ernten beauftragen, so ist doch auf dem Weltmarkt jedes unterentwickelte Land so hilflos, wie es unsere Bauern waren, solange sie sich einzeln den reichen Handelsfirmen gegenübersahen. Unsere nationale Armut macht es uns unmöglich, Waren bis zu dem Moment aufzustapeln, da der Markt anzieht. In diesem Stapelvermögen liegt die Macht der reichen Länder. Sie erlaubt ihnen den Preis zu diktieren, selbst für den Handel innerhalb der unterentwickelten Länder selber. Ein solches Diktat kann aber ein ganzes nationales Budget über den Haufen werfen. Der Beginn des Jahres sieht uns daher in der totalen Unkenntnis über die Gesamtziffer unserer Kaufkraft in der bevorstehenden Zeitspanne.»

Der Krieg ein besserer Helfer?

«Die Erfahrung seit 1945 zeigt, daß dem großen Hunger in der Welt und der wirklichen Knappheit von Nahrungsmitteln zum Trotz – die Handelspreise sich ständig zum Nachteil der Produzenten in den unterentwickelten Ländern bewegt haben. Eine Ausnahme bringen nur Krieg oder Kriegsgefahr. Die Koreakrise hat der Wirtschaft der unterentwickelten Länder mehr genützt als alle Bemühungen zu ihrer Unterstützung während zehn Jahren! Freilich später mußten wir dafür ‚zahlen': mit dem Waffenstillstand entschlossen sich unsere Käufer alle zusammen, ihre eigenen Stapellager abzubauen, und so war es mit unserem Absatz aus. Wir stehen somit vor der ironischen Situation, daß die verschiedenen Entwicklungsländer zwar verschiedene Nahrungsmittel auf dem Weltmarkt zum Verkauf anbieten, daß sie es sich aber nicht leisten können, sie einander abzukaufen. Die einzige ‚Marktmedizin' wäre der Ausbruch eines Krieges, der sie dann freilich auch selber vernichten könnte.»

Die Alternative: Weltplan oder Isolierung

«Während also auf dem Weltmarkt die reichen Länder mit ihren Stapellagern zugleich als Prozessierende und als Richter auftreten, haben sie doch im Innern ihres eigenen Landes bereits das Prinzip angenommen, daß gewisse Gebiete auf Kosten der andern entwickelt werden. In dem Moment nämlich, als sie finden, das Nebeneinander von reich und arm sei sozial gesehen unhaltbar, gehen sie an die Korrektur der ungleichmäßigen Folgen des freien Spiels des Marktes. Beispiele sind das Entwicklungsgebiet Tennessee Valley in Amerika, die Entwicklungszonen in Großbritannien und die Regierungsinvestitionen in Süditalien.» Doch während man intern zu Investitionen schritt, hat auf der internationalen Ebene «die theoretische Ablehnung des Nebeneinanders von reich und arm zur bloßen ‚Hilfe', zu freiwilligen Gaben der Reichen an die Armen geführt. Auf diese Weise haben wir (damit dürften die Entwicklungsländer samt den Entwicklungshelfern gemeint sein, d.Ü.) unsere winzigen Bemühungen zu messen mit dem gesamten Strom des Welthandels und der Weltinvestitionen, und auf diese Weise kann die Kluft zwischen arm und reich nur ständig größer werden. Die Wirkung der ‚Hilfe' kann durch eine einzige am Rande sich vollziehende Preisänderung eines einzigen Rohmaterials weggeblasen werden. Das heißt auf die FAO angewendet: sie ist heute eine bloße ‚Caritas-Organisation', und sie wird es solange bleiben, als sie sich im Rahmen des gegenwärtigen Systems des freien Welthandels bewegt. In diesem Rahmen ist die Caritas auch berechtigt: wo es Armut gibt, braucht es Liebe. Ursprünglich lagen die Ziele der FAO freilich höher. Sie setzte sich zum Ziel, ‚die Lebensbedingungen der Agrarbevölkerungen zu bessern' und so zu einer ‚Erweiterung der Weltwirtschaft' beizutragen. Dieses umfassendere Ziel könnte sie aber erst als ‚Ministerium für Ernährung und Landwirtschaft' im Rahmen einer Weltautorität erfüllen.»

Kommt es nicht so oder so zu einer Weltplanung, so bleibt für die unterentwickelten Völker nur, und das ist die andere Seite von Nyereres Alternative, die Isolierung. Wird die «eine Welt» nicht auch wirtschaftliche Wirklichkeit, so ist es besser, der Ungleichheit in die Augen zu blicken und die Konsequenzen zu ziehen. «Die Konsequenzen sind die des Dschungels: für die Schwächeren gibt es nichts Besseres als sich gegenüber den Starken in Distanz zu halten.» Ein Zusammenschluß der

Armen zu direktem Handel unter sich, so viele Schwierigkeiten er mit sich bringt (Nyerere zählt sie auf), dürfte vorderhand immer noch mehr Aussichten bieten als das Ausgeliefertsein an die Reichen. Und der schwarze Präsident schließt mit einem Gleichnis: «Im Grunde ist es wie mit einem Mann, der eine Flotte bauen will. Zuerst baut er ein Ruderboot. Mit dem schindet er sich ab und fährt die Leute über den Fluß, bis er sich einen Küstenfahrer leisten kann. Mit dem Profit aus dem Küstenhandel baut er sich schließlich einen, dann mehrere Ozeandampfer, bis er seine Flotte beisammen hat. Schickt er aber bereits sein Ruderboot auf die hohe See, so wird es untergehen, und er kann von vorn anfangen. Und wiederum, wenn sein Küstenschiff nicht den Stürmen ausweicht, fällt er wieder in den Zustand des Ruderboots zurück. Erst wenn er seine Flotte beisammen hat, kann er sie in die Zonen des Hurrikans senden. Der Weltmarkt, wie er heute ist, kommt dem Hurrikan gleich. Die Wirtschaft der unterentwickelten Völker muß in ihm untergehen. Ist es da nicht besser, sie hält sich abseits, bis sie so, in stillen Gewässern, stark genug geworden ist, mit ‚Ozeankraft' den Stürmen zu trotzen?» *L. K.*

Dokument:

Zur Not des spanischen katholischen Volkes

Daß Spanien eine Diktatur besitzt, ist niemand ein Geheimnis. Daß sich die spanische Hierarchie nur mühsam aus der Umklammerung des totalen Staates befreit, haben wir schon in manchen Beiträgen aus gut informierten spanischen Quellen belegt. Am stärksten leiden bekanntlich unter diesen Zuständen die fortschrittlichen und freiheitlicheren Basken. Es wäre aber verfehlt, wollte man sie allein gleichsam als «schwierige Kinder» bezeichnen. Am Konzil konnten wir feststellen, daß die gleichen Gedanken und Nöte, wenn auch vielleicht nicht so stark bewußt, das ganze Land durchziehen von Barcelona bis nach Malaga. Es ist wahr, die Diktatur in Spanien ist eine in vieler Hinsicht gemäßigte. Vielleicht auch war sie unmittelbar nach dem Bürgerkrieg eine Notwendigkeit. Vielleicht sogar ist in einem unterentwickelten Land eine ähnliche Regierungsform als Übergang das relativ Vernünftigste. Aber hier setzt das spanische Problem ein: in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht sind manche Teile Spaniens ein unterentwickeltes Land. Nicht aber zum Beispiel das Baskenland, nicht Katalonien. Und in geistiger Hinsicht ist der Spanier wohl schon gar nicht als unterentwickelt anzusehen; er hat ältestes und wertvollstes Kulturerbe. Dementsprechend muß er eine ihm und seiner Lage entsprechende Regierungsform finden, für die es kein Vorbild gibt!

Von all dem redet das Dokument nicht, das wir nachfolgend bringen. Wir erwähnten es nur als Hintergrund. Im Vordergrund steht das seelsorgerliche Anliegen! Die baskischen Priester, die hier das Konzil um Hilfe anrufen, sind erschüttert von den religiösen Schäden, welche die anachronistische Verquickung von Kirche und Staat anrichtet. In Spanien selbst sind sie zum Schweigen verurteilt. Gewiß, das Konzil kann sich nur mit Problemen befassen, welche die ganze Kirche betreffen: Es kann der speziellen Lage Spaniens seine Aufmerksamkeit nicht schenken. Aber es kann eine allgemeine Erklärung abgeben, die in den meisten Ländern als Selbstverständlichkeit erscheinen wird, in Spanien aber wie eine Bombe einschlagen würde. Ich glaube versichern zu können, daß eine Minorität spanischer Bischöfe eine solche Erklärung begrüßen würde, während die Mehrzahl ihr entgegenstünde aus Angst, damit eine Lawine auszulösen, die viele alte Wunden wieder aufreißen könnte. Freilich – schon Pius XII. hat darauf hingewiesen – Spanien kann nicht von der Entwicklung der Welt «isoliert» bleiben. Es ist ein Teil unserer Welt und muß – ob es will oder nicht – ihre Entwicklung in seiner Art mitvollziehen. Bei dieser Entwicklung kann sich die gesunde Funktion der öffentlichen Meinung in Spanien nicht auswirken. Das wiederum kann zu höchst gefährlichen Explosionen führen – in politischer und in religiöser Hinsicht. Man wird das genaue Gegenteil von dem erreichen, was man durch Immobilismus (quieta non tangere!) bezweckte. Deshalb glaubten wir, den Bitten von Spaniern Folge leisten zu sollen und durch die Mobilisierung der öffentlichen Weltmeinung der aktionsunfähigen spanischen öffentlichen Meinung einen – wir wissen es – sehr unvollkommenen, aber vielleicht doch nicht ganz unwirksamen Ersatz anbieten zu sollen.

Es gibt in Spanien nicht nur ein Protestantenproblem, es gibt auch ein katholisches Problem. Die Härte des Protestantenproblems ist durch die Mobilisierung der öffentlichen protestantischen Weltmeinung und durch die weltberühmte Toleranzansprache Pius XII. gemildert worden, es dürfte durch die ökumenische Aussprache des Konzils noch weiter gemildert werden. Wir denken, die Härte des Katholikenproblems, welche das folgende Dokument aufzeigt, muß auf demselben Weg gemildert werden. Nicht zu hetzen, vielmehr den spanischen Katholiken zu helfen, ist daher unsere Absicht.

An die Konzilsväter

I.

Da in der nächsten Sitzungsperiode des Konzils auch über die Beziehungen zwischen Kirche und Staat verhandelt werden soll, erlauben sich, gestützt auf ihre Erfahrungen, die unterzeichneten Priester der baskischen Diözesen aus den Provinzen Alava, Navarra, Biscaya und Guipuzcoa den Konzilsvätern mitzuteilen, welche Auswirkungen die spanische Lösung dieser Frage, nach ihrer Meinung, gezeigt hat.

Aufrichtig, ohne persönliche Ziele zu verfolgen, ja im Bewußtsein, daß ihr Schritt auf der Halbinsel vielleicht falsch ausgelegt werden wird, aber doch in der Überzeugung, damit Gott, den Seelen und der Kirche einen Dienst zu erweisen, stellen sie folgendes fest:

A. In den letzten 27 Jahren hat sich zwischen der Kirche und dem uns anvertrauten Volk eine große Kluft aufgetan.

Der Glaube selbst der besten Katholiken hat durch das Aufkommen des Antiklerikalismus einen schweren Schlag erlitten. Der kirchlichen Autorität begegnet man nicht mehr mit der gleichen Achtung wie früher, sie hat eine gewisse Entwertung erfahren; auch scheut man vor öffentlicher Kritik nicht mehr zurück.

B. Wenn sich diese Kluft in den letzten Jahren in etwa wieder verringert hat, so ist das der eindeutig positiven Bedeutung folgender Tatsachen zu danken:

▷ Das Schreiben des Klerus vom 30. Mai 1960, das 339 Geistliche unterzeichnet und an ihre je zuständigen Bischöfe verschickt haben.

▷ Das Erscheinen des Rundschreibens «Mater et Magistra».

▷ Die Ausrichtung, die das Konzil genommen hat.

▷ Die Veröffentlichung des Rundschreibens «Pacem in terris».

▷ Die Entschiedenheit und Redlichkeit, mit der Johannes XXIII. die gesunden, christlichen Grundsätze zur Anwendung brachte.

▷ Die Wahl Pauls VI., die auf der ganzen Welt größte Hoffnungen weckte.

▷ Die kirchlichere und evangelischere Einstellung, die sich in allen spanischen Diözesen beim Klerus, der mit dem Volk Kontakt hat, durchzusetzen beginnt.

Endlich bei uns (im Baskenland) die Ernennung eines baskischen Bischofs für eine baskische Diözese, wodurch die Entschlossenheit des Hl. Stuhles bestätigt wird, auf dem genannten Weg weiter fortzuschreiten.

II.

Nicht die einzige, aber doch bedeutsamste Ursache der Entfremdung von Kirche und Volk ist die übergroße Bindung der spanischen Kirche an den Staat, denn dadurch macht man die Kirche für alles verantwortlich, was die Regierung tut.

Auch will uns scheinen, daß diese Bindung die Freiheit der Hierarchie beeinträchtigt, so daß sie gegenüber der offensichtlichen und systematischen Verletzung des Naturrechts bezeichnenderweise schweigt.

Auf einige Tatsachen sei eigens hingewiesen:

▷ Nur eine einzige Staatspartei ist offiziell erlaubt. Jede Opposition gilt als illegal und wird nicht geduldet.

▷ Die einzige, vom Staat errichtete und kontrollierte Gewerkschaft, die sein gefügiges Werkzeug darstellt, verfügt über keine Freiheit und repräsentiert in keiner Weise die Arbeiterklasse.

▷ Grundsätzlich hat der Staat jeglichen Streik untersagt; bricht er trotzdem aus, wird er gewaltsam unterdrückt.

▷ Die von der Verfassung theoretisch anerkannten Rechte der menschlichen Person besitzen im tatsächlichen bürgerlichen Leben keine Gültigkeit und gewähren keine Sicherheit.

▷ Ein Pressegesetz gibt es nicht, obwohl die Schaffung eines solchen wiederholt versprochen wurde.

▷ Eine strenge Pressezensur wird ausgeübt.

▷ Die völkischen und nationalen Minoritätenrechte werden weder genügend anerkannt noch geachtet. In einem nichtkatholischen Staatswesen schädigt die Nichtbeachtung der Menschenrechte das Ansehen der Kirche nicht. In einem offiziell katholischen Staatswesen, das von der Mehrheit der Hierarchie entschieden unterstützt wird, verliert die Kirche, wenn dasselbe geschieht, an Ansehen; das gläubige Volk wird ihr entfremdet und die ganze Welt nimmt Anstoß.

III.

Diese bedauerlichen Folgen werden letztlich durch das Konkordat gestützt, das am 27. August 1953 zwischen dem Hl. Stuhl und dem spanischen Staat geschlossen wurde. Sein Artikel 7 lautet:

«Für die Ernennung von residierenden Erzbischöfen, Bischöfen und bischöflichen Koadiutoren mit dem Recht der Nachfolge gelten weiterhin die Bestimmungen des Abkommens zwischem dem Hl. Stuhl und dem spanischen Staat von 1941.»

Diese Bestimmungen lauten:

«Sobald eine Vakanz eines erzbischöflichen oder bischöflichen Stuhles oder einer apostolischen Administratur permanenten Charakters eintritt, oder wenn der Hl. Stuhl es für notwendig erachtet, einen Koadiutor mit dem Recht der Nachfolge zu ernennen, wird der apostolische Nuntius auf konfidentiellem Weg mit der spanischen Regierung sich in Verbindung setzen ... und, sobald eine grundsätzliche Übereinkunft erzielt ist, dem Hl. Stuhl eine Liste von wenigstens sechs geeigneten Personen einreichen. Der Hl. Vater wird drei davon über die apostolische Nuntiatur der spanischen Regierung übermitteln, und innerhalb von 30 Tagen wird der Staatschef einen dieser drei offiziell präsentieren» (AAS, XXXIII 480–81).

Es folgen noch einige Bestimmungen für Streitfälle.

Die Geschichte zeigt, daß die Kontrolle über die kirchlichen Amtsträger eine der am häufigsten angewandten Methoden war, durch die sich die Staaten in die Kirche einmischten und sie ihren Ansprüchen und Zielen gefügig zu machen suchten.

Das Präsentationsrecht hat in den letzten 27 Jahren dazu geführt, daß die Mehrheit der spanischen Bischöfe genötigt sind, dem Regime politisch ergeben zu sein. Daher verfügen sie nicht über die so notwendige geistige Freiheit, die es ihnen erlauben würde, den Mißbräuchen eines totalitären Staates, der sich obendrein katholisch nennt, die Stirn zu bieten. Abgesehen von gelegentlichen Schritten einzelner Bischöfe, die das Volk immer dankbar begrüßt, gilt in der öffentlichen Meinung der spanische Bischof als gefügiges Werkzeug in der Hand des Staates.

Konzilsväter: das sind unsere Erfahrungen über die heutige spanische Lage. Wir legen sie Ihnen zur Erwägung vor.

Wenn Sie demnächst am Konzil über die Beziehungen von Kirche und Staat sprechen werden, bitten wir inständig, verkünden Sie das Prinzip der Freiheit für die ganze Kirche bei Bischofsernennungen und schaffen Sie jedes Präsentationsrecht von Seiten der zivilen Macht ab, denn davon hängt die Freiheit der spanischen Hierarchie in Ausübung ihres Amtes ab.

29. September 1963

Nachtrag:

Einer eingehenden Diskussion wurde in dieser Sitzungsperiode das Thema «Kirche und Staat» nicht unterzogen, und es frägt sich, ob eine solche auf diesem Konzil überhaupt stattfinden wird. Vorgesehen war das Thema als zweiter Teil des 5. Kapitels im Ökumene-Schema über die religiöse Freiheit. Aber bereits in der Fassung, die Bischof De Smedt als Relator im Konzil kommentierte, waren vom ursprünglichen, in dieser Hinsicht vorbereiteten Text nur noch wenige und sehr allgemeine Grundzüge übrig geblieben. Es scheint, daß hier das Staatssekretariat wegen der verschiedenen Lage des Verhältnisses von Kirche und Staat in den diversen Ländern einer Grundsatzdiskussion ausweichen möchte. Auch ist der Begriff «Staat» zur Zeit einer so großen Wandlung unterworfen, daß im gegenwärtigen Augenblick eine allgemeine Übereinstimmung in klaren Begriffsbestimmungen wohl kaum erreicht werden könnte.

Trotzdem tauchten bei den verschiedensten Gelegenheiten Teilfragen dieses Verhältnisses auf. So geschah es, daß bei der Behandlung des Schemas «Von den Bischöfen und der Leitung der Diözesen» zwei Bischöfe die hier von den spanischen Priestern erbetene Diskussion in Gang zu bringen suchten. Das geschah am 7. November 1963 in der 62. Generalkongregation. Der erste war der Bischof von Porto in Portugal, Antonio Ferreira Gomez (57). Er tadelte, daß das Schema über die Bischofsernennungen völlig schweige, obwohl das «ein überaus wichtiger Punkt» sei. «Über dieses Thema muß in iuridischer Sprache gehandelt werden, etwa über die Frage eines Eides vor der weltlichen Gewalt bei Amtsübernahme.» Deutlicher wurde der zweite, Bischof Sergio Mendez Arceo (56) von Cuernavaca in Mexiko. Er forderte, daß im Schema über die Wahl der Bischöfe gesprochen werde, «bei der alle überlebten Formen der Einmischung durch die weltlichen und politischen Gewalten ausgeschaltet werden müssen.» Msgr. Mendez sprach im Namen «vieler lateinamerikanischer Bischöfe», deren Namen er mit konkreten, präzisen Textvorschlägen dem Sekretariat zuhanden der Konzilskommission einreichte. Die Vermutung ist nicht von der Hand zu weisen, daß die beiden Bischofsinterventionen, die unmittelbar aufeinander folgten, ein Ergebnis des Schreibens der baskischen Priester darstellten. Das offizielle spanische Pressebulletin des Konzils brachte beide Interventionen wahrheitsgemäß und etwas ausführlicher als die übrigen, denen der Hintergrund verborgen war. Bezeichnenderweise aber griff hier die spanische staatliche Zensur ein und verhinderte die Veröffentlichung beider Voten in Spanien. Damit bestätigte sie die Richtigkeit der oben gemachten Angaben. *M. v. G.*

Dieser Nummer liegt der Einzahlungsschein zur Begleichung des Abonnements für 1964 bei. Wir danken allen Lesern, die für das laufende Jahr jetzt schon einzahlen. Gleichzeitig bitten wir jene Abonnenten, die das Abonnement schon bezahlt haben, den Einzahlungsschein nicht zu beachten.

Der Bürger und seine Stadt

Eine interessante Umfrage des Sozialwissenschaftlichen Instituts in Duisburg

Sind die Menschen unserer Tage mit der Stadt, in der sie wohnen, so fest verwurzelt wie früher, oder hat die Mehrzahl der Großstadtbevölkerung angesichts der Vielzahl sich schnell fortbewegender Verkehrsmittel nur noch einen losen Kontakt zur «Wohn- und Arbeitsstadt»? Diese Frage ist für die Kenntnis des wirklichen Lebens in der Stadt sehr aufschlußreich. Daher ist auch eine Untersuchung sehr lehrreich, die vom «Institut für angewandte Sozialwissenschaft» in Bad Godesberg über die gemeindesoziologische Struktur der hochindustriellen Stadt Duisburg am Rande des Ruhrgebietes vorgenommen wurde.

Es ging darum, «die innere Einstellung der Bevölkerung zu Grundfragen der Stadtplanung und das Verhältnis des Bürgers zu seiner Gemeinde zu erkunden». Hier einige Ergebnisse aus Duisburg, der Stadt, die vor hundert Jahren nur 12 000, um die Jahrhundertwende 93 000, heute aber über eine halbe Million Einwohner zählt, also sehr rasch gewachsen ist und wenig alteingesessene Familien besitzt.

Nur 44 % der Einwohner wissen etwas von der Existenz der Bürgerausschüsse in den einzelnen Ortsteilen. Nur 3 % der Einwohner haben im Monat mehrmals mit dem Rathaus oder anderen städtischen Dienststellen zu tun. 67 % der Bürger gaben an, niemals etwas mit der Stadtverwaltung zu tun zu haben. Bei Anliegen an die Stadtverwaltung wird aber der persönliche Kontakt dem Brief oder Telefon vorgezogen.

Die Kritik an tatsächlichen oder angeblichen Mißständen in der Stadt will die Mehrheit bei der Verwaltung selber anbringen. Nur jeder zehnte Bürger würde sich in einer solchen Angelegenheit an die Stadtvertretung, dagegen jeder fünfte an den Oberbürgermeister oder Oberstadtdirektor unmittelbar wenden.

Als wichtigste Aufgabe der Stadtverwaltung werden von den Bürgern der Wohnungsbau und der Kampf gegen die Luftverschmutzung bezeichnet. Auf die Frage «Was mißfällt mir an Duisburg?» erwiderten 77 % «die Straßenverhältnisse», 6 % «der Lärm». Inzwischen hat Duisburg mit erheblichem Aufwand eine sehr großzügige Stadtautobahn, 18 000 m lang auf Stützen, 5 m über dem Boden gebaut und energisch den Kampf gegen Lärm und Luftverschmutzung aufgenommen.

Ein Viertel der Einwohner spielt mit dem Gedanken, einmal aus Duisburg fortzuziehen. Als Ursache dafür ist auch die Luftverschmutzung anzusehen. Höchst bemerkenswert ist jedoch die Feststellung, daß über die Hälfte der zum Wegzug bereiten Menschen der Ansicht ist, daß ihre jetzigen Nachbarn den Fortzug bedauern würden. Ein Zeichen, daß die nachbarschaftliche Verbundenheit selbst in einer so großen und rasch zusammengewürfelten Stadt doch viel größer ist als meist angenommen wird.

Nur bei rund einem Drittel der alteingesessenen Duisburger sind die Kinder in einem anderen Wirtschaftsbereich tätig als ihre Väter. Bei den in den letzten Jahren zugezogenen Neubürgern dagegen wechselte die Hälfte der Söhne und Töchter den Wirtschaftsbereich der Väter. Auch die Verwurzelung im Berufsmilieu ist offenbar viel stärker als meist angenommen wird.

Aufschlußreich sind auch die Angaben des Untersuchungsberichtes über die Erholung der Duisburger. Jeder dritte Duisburger hält sich jedes Wochenende in den Grünanlagen der Stadt auf. Vier von zehn besuchen mehrmals im Jahr den Tierpark. Nur jeder siebente Bürger bleibt dem Tierpark fern. Zwei Fünftel der Duisburger verbringen das Wochenende am liebsten in der niederrheinischen Umgebung. Jeder dritte möchte an einem freien Wochenende möglichst ins gebirgige und waldreiche nahegelegene Sauerland oder an die Mosel, Ahr und Mittelrhein fahren. Auch Holland ist ein beliebtes Wochenendziel.

Die Hälfte der Einwohner hat während des letzten Urlaubs eine größere Reise gemacht (!). Bei den Urlaubszielen dominierten das südliche Ausland sowie Süddeutschland.

Zum Schluß noch eine Feststellung, die jeden Polizeimeister und Innenminister freuen dürfte: Genau die Hälfte aller Duisburger ist der Meinung, es gebe zu wenig Polizeibeamte. Nur 3 % hält die Zahl der Polizisten für zu groß.

Die ganze Untersuchung ist geeignet, manche eingerostete Vorurteile zu widerlegen! Das Verhältnis des Bürgers zu seiner Stadt, sogar zu einer Industriestadt ohne besondere Reize, ist viel positiver und menschlich gehaltvoller als meist angenommen wird.

Es sollten noch mehr solcher Untersuchungen von erfahrenen Meinungsforschern vorgenommen werden. Dabei ist weniger auf große Zahlen als auf die Erfassung zahlreicher Umstände Wert zu legen, weil diese viel eher auf die wahren Zusammenhänge führt als noch so große globale Ziffern. *J. D.*

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.
Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.
Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.
Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.–; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.–. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. – Belgien-Luxemburg: bFr. 190.–/100.–. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No 218 505. – Deutschland: DM 15.–/8.–. Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. – Dänemark: Kr. 25.–/13.–. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Fr. 17.–/9.–. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. – Italien-Vatikan: Lire 2200.–/1200.– Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142 181. Sch. 90.–/50.–. USA: jährlich $ 4.–.

Hochaktuelle Neuerscheinung zur Papstreise ins Heilige Land

RAYMOND ETTELDORF

Die Kirche im Orient

Tyrolia-Geschenktaschenbücher Nr. 23 (Doppelband). 308 Seiten, 1 Karte, glanzfol. kasch. Fr. 7.80.

Ein aufschlußreicher Bericht über einen geschichtlich alten und zunehmend wichtigen Teil der Kirche. Alle Aspekte werden in diesem umfassenden Buch berücksichtigt: Ausdehnung und Grenzen des katholischen Einflusses, der kulturgeschichtliche Hintergrund, Darstellung der vielfältigen Riten der mit Rom vereinigten Kirche. Es öffnet aber auch den Ausblick auf die Chancen und Ansatzpunkte zur Entfaltungsmöglichkeit der Kirche in diesen Raum hinein.

Neu bei Ihrem Buchhändler

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK – WIEN – MÜNCHEN

AZ
Zürich 1

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich